



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

Berliner Conversations-Blatt

für

Poesie, Literatur und Kritik.

~~~~~

Redigirt

von

Dr. Fr. Förster und W. Häring (Willibald Alexis.)

---

Zweiter Jahrgang.

Siebentes Heft: Juli 1828.

---

Berlin.

Im Verlage der Schlesingerschen Buch- und Musikhandlung.

(Unter den Linden Nr. 34.)

Berliner  
Conversations-Blatt

für

Poesie, Literatur und Kritik.

---

Freitag

— №. 129. —

den 4. Juli 1828.

---

### Königstädtisches Theater.

Lenore, Melodrama mit Gesang in drei Abtheilungen,  
von E. v. Holtei.

Wir glauben nicht zu viel zu sagen, wenn wir behaupten, daß kein Stück seit Lessings Minna von Barnhelm das Berliner Publikum in der Weise aufgeregt und bewegt hat, als Lenore von E. v. Holtei. Mit dieser Behauptung soll weder ein übertriebenes Lob ausgesprochen werden, als sei in Hrn. v. H. ein zweiter Lessing aufgestanden, noch soll damit gemeint sein, daß Lenore als poetisches Kunstwerk über allen Dramen unserer Zeit stehe, oder an Theater-Effekt alle anderen Melodramen überbiete; der Grund der großen Wirkung dieses Stücks liegt in seinem wahrhaft nationalen Gehalt; dies ist die Seite, nach welcher dasselbe es mit jedem andern aufnimmt.

Bürger hat in seiner bekannten Ballade den siebenjährigen Krieg nur im Vorüberflug angedeutet; Herr v. H. hat diese Andeutung zum Hauptinhalt seines Stücks gemacht und nicht vergeblich an die vaterländische Gesinnung, an das „echtpreußische Herz“ appellirt.

Was hat die Griechen für ihre Bühne mehr begeistert, als das Gefühl ihrer Nationalität? Den

Stoff zu ihren Tragödien gaben die Sagen aus ihren alten Königshäusern, die Mythen der Götter, die Siege über die Perser; in den Lustspielen: ihre eignen Thorheiten, wie sie auf dem Markt und im Hause vorfallen; immer verlangten sie, daß sie selbst, ihr eigener Geist dabei gegenwärtig sei.

Auf der englischen Bühne, der einzigen, die nach der Griechischen wiederum eine National-Bühne in wahrhafter Bedeutung des Wortes gewesen (leider gewesen!) ist, hat sich etwas Aehnliches wiederholt; denn von allen Völkern, welche der neuern Geschichte angehören, ist das englische Volk das Einzige, von welchem man sagen kann, daß es seine Geschichte auf die Bühne gebracht sah, und sich auf diese Weise seines Daseins bewußt wurde.

Die Franzosen bilden sich zwar auch ein, eine Nationalbühne besessen zu haben, und verweisen uns auf das goldne Zeitalter Ludwigs XIV; allein damit, daß sie ihre Alexander, Cäsare, Mariusse, Brutusse mit Alongen-Perücken, ihre Koranen, Porzien, Meropen und Phädras in Reifröcken auf die Bühne brachten und sie die galanten Abenteuer des Hofes von Versailles spielen ließen, war noch nicht die Nationalität der Franzosen repräsentirt. —

In Deutschland, war es mit der Repräsentation der Nation auf der Bühne nicht besser bestellt, als mit der auf dem Reichstage; wir haben uns mehr um die Weltgeschichte bekümmert und selbst nationale große Dramen, wie Götz von Berlichingen und Wallenstein sind mehr in ihrer Beziehung zur Weltgeschichte aufzufassen. Mit der allgemeinen deutschen Geschichte, zumal mit der deutschen Reichsgeschichte auf unser Publikum patriotisch wirken zu wollen, dürfte überhaupt ein sehr mißliches Unternehmen sein; dem vaterländischen Gefühl, dem, was man Nationalität nennt, sind in den deutschen Landen enge Grenzen gezogen. Für den Oesterreicher, den Baier, den Hannoveraner, den Preußen einen dramatischen Stoff von gleichem Interesse aufzufinden, dürfte schwer sein; nur innerhalb des eignen Reichthums findet ein jeder das Seine. Von andern deutschen Landen hat indessen Preußen den Vorzug, einen König in seiner Geschichte aufzuführen, der, obwohl er dem von ihm hervorgerufenen Staate zunächst angehört, sich dennoch zugleich so mit ganz Deutschland befreundet hat, daß er, selbst in den Städten, in die er einst als Feind einzog, jetzt als willkommener Gast Aufnahme findet.

Schon bei seinem ersten Auftreten wurde Friedrich von der deutschen Muse als der Held des Jahrhunderts begrüßt und Göthe bezeichnet jene Zeit als den glücklichsten Wendepunkt für unsre Poesie. „Der erste wahre und höhere eigentliche Lebensgehalt (sagt er in Dichtung und Wahrheit, Thl. 2, S. 157), kam erst durch Fried-

rich den Großen und die Thaten des siebenjährigen Krieges in die deutsche Poesie. Jede National-Dichtung muß schal sein, oder schal werden, die nicht auf dem Menschlich-Ersten ruht, auf den Ereignissen der Völker und ihrer Hirten, wenn Beide für einen Mann stehn. Könige sind darzustellen in Krieg und Gefahr, wo sie eben dadurch als die Ersten erscheinen, weil sie das Schicksal des Allerletzten bestimmen und theilen und dadurch viel interessanter werden, als die Götter selbst, die, wenn sie Schicksale bestimmen haben, sich der Theilnahme derselben entziehen. In diesem Sinne muß jede Nation, wenn sie für irgend etwas gelten will, eine Epöpee besitzen, wozu nicht gerade die Form des epischen Gedichts nöthig ist.“ — Wenn Göthe als Leipziger Student sich mit solchen Betrachtungen beschäftigte, um wie viel näher stehen wir hier an Ort und Stelle der Zeit und dem Boden, von wo Friedrichs des Großen weitreichende Wirksamkeit ausging! Wir bedürfen nicht einmal seiner Gegenwart in eigner Person; für uns hat er seiner Zeit, seinen Umgebungen ein so eigenthümliches Gepräge gegeben, daß „der alte Fritz“ immer dabei ist, und wenn wir auch nur einige Zithersche Fusaren am Wachtfeuer gelagert finden.

In dem Vertrauen auf diesen vaterländischen Sinn hat Hr. v. Holtei sein Stück geschrieben, und dies ist es was ihm die große Theilnahme, die ergreifende Wirkung verschafft. Wir wissen sehr wohl, daß in den andern deutschen Landen den Preußen ein gewisses Vornehmthum, ein Nationalstolz zum Vorwurf gemacht wird, während man dem Engländer, dem Franzosen, ihr Pochen auf ihre Nation als Tugend anrechnet. Wer indessen der ersten Vorstellung der Lenore in Berlin beiwohnte und Zeuge von dem Enthusiasmus war, mit welchem die Erinnerungen an den großen König aufgenommen wurden, der wird, zumal wenn er ein Ausländer ist, sich überzeugt haben, daß hier in dem Volke sich die großen Tage der Vergangenheit gegenwärtig erhalten haben, und daß, wie jeder Engländer, wenn „rule Britannia“ gesungen wird, dabei gewesen zu sein meint, als die magna charta geschrieben wurde, eben so jeder Preuze unter Friedrich gedient zu haben glaubt, wenn die alten Kriegskameraden ihre Soldatenlieder singen. Es mag also wohl dieser sonst verrufene Preussische Nationalstolz seine Berechtigung haben; er kann in Thorheit, in leeres Bramarbasiren ausarten, allein das Wahre und Achte seines Gehaltes wird ihm dadurch nicht genommen; übrigens steht es ja den Herren in Hamburg, Hannover, Dresden und München frei, sich auch auf ihren „alten Fritz“, wenn sie einen haben, etwas zu Gute zu thun. —

Es ist jedoch hierbei zu bedenken, daß eine bloß momentane patriotische Aufregung, nicht für die Dauer vorhält, wenn die poetische Behandlung nicht auch das

ibrige dazu beiträgt. Wenn Lessings Minna von Barnhelm nicht von der poetischen Zeichnung der Charaktere gehalten würde, die geschichtliche Bedeutung des Stücks würde dies nicht vermögen. Lessing hat es sehr wohl bedacht, daß die Begebenheiten des siebenjährigen Krieges nur den Hintergrund seines Dramas bilden, aus dem die im Vordergrunde handelnden Personen dadurch frei hervortreten, daß er sie mit sicherer Hand zeichnet, durch richtige Vertheilung von Licht und Schatten abrundet und ihnen durch frisches buntes Farbenspiel, Bewegung und Leben giebt. In der Holsteischen Lenore drängt sich der Hintergrund mit den stark aufgesetzten Lichtern über den Vordergrund vor; die tragische Lenore muß dem siebenjährigen Kriege das Feld überlassen, was nicht einmal die komische Minna thut. Was die Form dieses Dramas betrifft, so scheint sie uns in so fern ungenügend, als der Dichter den einfachen Stoff der Ballade, die ihren gemessenen Verlauf hat, nicht in die herkömmliche, und wie es sich nachweisen läßt, nothwendige Form der Tragödie faßte, sondern den neuerdings eingeführten Nothbehelf in Anwendung bringt, anstatt dreier oder fünf Akte, drei einaktige Stücke zu geben, wovon das erste „die Verlobung,“ das zweite „der Verrath,“ das dritte „die Hochzeit“ heißt. Jedes dieser Stücke hat sein eigenes Personal auf dem Zettel und die Jahre, in dem das Stück spielen soll, sind gewissenhaft angegeben. Seit Shakspeare uns gelehrt hat, Zeit und Raum zu überwinden, ist den Romantikern hierin mehr Freiheit gegeben, als der classische Cothurn und der altfränkische Pantoffel es gestatten wollen und wenn wir auch nicht Götz von Berlichingen als Maßstab dessen, was uns erlaubt sei, aufstellen mögen, so wäre doch auch eine Anglichkeit, wie sie den Dichter der Lenore bestimmt hat, zu weit getrieben, zumal er es doch in sehr bestimmten einzelnen Fällen mit der Geschichte und den wahren Begebenheiten nicht genau nimmt. Traut er uns aber zu, daß uns bei seinen drei Stücken keine Scrupel darüber aufstoßen, wie dies an einem Abende an uns vorüber gehen kann, so hätte er es schon wasgen können, das Ganze zu drei Akten zusammen zu schmelzen; überdem liegt die Handlung nicht so geschieden, daß nicht eine nähere Verbindung leicht herzustellen gewesen sein würde.

Erste Abtheilung. Die Verlobung. — Ein alter Major, der zurückgezogen auf seinem Landgute lebt, läßt sich von seinem Reitknecht aus der Haude und Spenerischen Zeitung die neuesten Kriegsberichte vorlesen. Auf die Frage des Reitknechts, weshalb es nun grade die Spenersche Zeitung ist, welche die neuesten Nachrichten zuerst mittheilt? giebt der Major ihm darüber den Bescheid, daß König Friedrich als Kronprinz zuweilen gegen den Willen seines Königl. Vaters bei dem Buch-

händler Haude auf der Schloßfreiheit Bücher gelesen, wofür er ihm später das Zeitungs-Privilegium gegeben und aus dem Kriege die neuesten Nachrichten mitgetheilt habe. Daß der invalide Major dies seinem Reitknecht in einem Liede vorsingt, scheint unpassend. — Der Sohn des Majors, Wilhelm, macht dem Vater viel Kummer durch sein stilles, schmachthafes Wesen; er kommt jetzt dahinter, daß er des Pfarrers Tochter, Lenoren, liebt und von ihr wieder geliebt wird. Er läßt auf den Sohn den ganzen väterlichen Zorn los, er droht ihn zu verfluchen, er läßt Pistolen bringen, sich mit ihm zu schießen, oder ihn zu erschießen (was nicht recht klar wird) vor allem aber macht er ihm Vorwürfe, daß er zu Hause seufzt und schmachtet, während das Vaterland, der König in Gefahr sind und von allen Seiten Freiwillige herbeiziehn um den geliebten Landesvater, den großen Monarchen zu retten. — Eine eben so derbe Lektion wie der Sohn, erhält der Pfarrer, den der Major in dem ungerechten Verdachte hat, daß er die Liebchaft seiner Tochter gut heiße. Gegen den würdigen Mann schüttet er alle Bitterkeit des verletzten Adelsstolzes aus; er wirft ihm vor, daß er „betteln gehen müßte,“ wenn er ihm nicht die Pfarre gegeben hätte, kurz der Hr. Von ist in eine so unwürdige Haltung hingestellt, daß der Pfarrer, der nun in einer gebiegenen Rede die Rechte und Ehre des Bürgerstandes vertritt, den adelichen Herrn vollständig aus dem Sattel hebt und in den Sand streckt. Der Pfarrer ist hierzu um so berechtigter, als er mit der Neigung seiner Tochter zu dem jungen Baron höchst unzufrieden ist und sie bereits einem jungen Pfarrer, der sich längst um sie bewarb, zugesagt hat, mit dem er sie auf der Stelle verloben will. Die Nachricht der Verlobung erfüllt Lenoren mit Schrecken, noch mehr aber die Nachricht, daß ihr Geliebter in's Feld zieht. Er kommt noch einmal an das Gartenspörrchen, die drei bekannten Schläge geben das Zeichen, und Lenore fliegt an seine Brust. Mit aller geistigen und sinnlichen Leidenschaft klammert sie sich an, allein es muß geschieden sein — er schwört ihr Treue bis in den Tod, ja bis jenseits des Grabes, er schwört sie abzuholen, auch wenn er nicht wiederkehrt. Sie schwört ihm dagegen: nie einem andern die Hand zu reichen. So scheiden sie. —

(Schluß f.)

drohend seine geballte Faust gegen ihn erhob, „Dich will ich streicheln, Du verfluchtes schwarzes Gesicht!“ „Ho, ho! mein Prachtferl,“ rief der Andere, „bist ja selbst nichts besseres als ein Neger! Und hör', Deine Farbe ist auch kein Schneeball!“ Grinsend zeigte Jener die, von einem Ohr zum andern reichende, weiße Perlenreihe seiner Zähne, und rief: „Hast recht Massa; ich bin aber eines Weißen Neger und Du bist nur der Neger eines Schwarzen.“

---

Redigirt von Dr. Fr. Förster und W. Häring (W. Alexis.)

---

Im Verlage der Schlesingerschen Buch- und Musikhandlung in Berlin, unter den Linden No. 34.

# Berliner Conversations-Blatt

für

Poesie, Literatur und Kritik.

Sonnabend

— N. 130. —

den 5. Juli 1828.

## Königstädtisches Theater.

Lenore, Melodrama mit Gesang, in drei Abtheilungen,  
von C. v. Holtei.

(Beschluß.)

Zweite Abtheilung. Der Verrath. Wilhelm liegt im Quartier bei der jungen Gräfin v. W... in Schlesien, die dem Hause Oesterreich und der katholischen Kirche mit aller Leidenschaft zugethan ist. Zugleich aber gefällt ihr der märkische Husarenlieutenant und sie bietet alle Künste der galanten Ueberredung auf, ihn auf die Seite Oesterreichs zu ziehn, worauf ein so großer Nachdruck gelegt wird, als ob dadurch die aufgeschwellte Schaale Oesterreichs wieder sinken könnte. Der junge Preuße hat nicht übel Lust, sich der Gräfin ganz zu überlassen, da jedoch bei ihm das Andenken an Lenore, bei ihr die Politik vorherrscht, so bleibt die Liebshaft ziemlich frostig. — Ein Kapuziner kömmt über die Mauer in den Garten gestiegen und im Vertrauen darauf, daß der märkische Landjunker nicht Französisch versteht, giebt dieser verkappte Spion der Gräfin Nachricht, daß ihr Plan, den König von Preußen gefangen zu nehmen, der Ausführung nahe sei. Beide gehn miteinander ab. Der Lieutenant bleibt mit seinen verlebten Zweifeln zurück, sein treuer Unteroffizier, der früher ihn als Knabe gewartet hat, tritt zur rechten Zeit ein, um ihn an seine Liebe zu Lenore zu mahnen. Zuerst nimmt der Junker diese Mahnung übel auf, der Unteroffizier muß Front machen, und als er nun Erlaubniß erhält zu sprechen, hält er seinem Lieutenant eine tüchtige Strafpredigt. Diese Scene ist von der größten Wirksamkeit, so sehr sie auch an den Wachtmeister in Minna von Barnhelm erinnert. Wilhelm ist

seinem Vaterlande und seiner Liebe wieder gewonnen. Die Gräfin kehrt mit dem Kapuziner, der ein verkleideter Bediente ist, zurück, und mit großer Unachtsamkeit wiederholen Beide auf derselben Stelle, wo sie eben den preussischen Lieutenant verließen, die Verabredungen zu dem wider den König angesponnenen Verrath. Wilhelm steht mit seinem Husaren hinter der Laube, und hört mit Entsetzen, welche Gefahr dem Könige droht. Etwas zu rasch tritt er von der andern Seite vor, spricht nun aus ganz anderem Tone mit der Gräfin, läßt seine Husaren aufsitzen, eilt den König zu retten. Man hört bald darauf Schüsse fallen, die Oesterreicher werden überrascht, verjagt; — allein Wilhelm hat es mit seinem Leben bezahlt. Zum Tode verwundet wird er von seinen Husaren in den Garten der Gräfin gebracht, die uns nochmals gesteht, daß sie ihm ihre ganze Neigung zugewendet habe, was wir ihr jedoch nicht glauben können. Wilhelm stirbt in etwas zu lang anhaltenden Todeskrämpfen, sein letztes Wort ist Lenore. — Die Husaren singen ihm ein treffliches Grabeslied. Der Verf. hat aus dem Grafen Warlock eine Gräfin gemacht, eine poetische Lizenz, die bei so nahliegender Geschichte bedenklich ist.

Dritte Abtheilung. Die Hochzeit. In seiner Wohnung finden wir den Pfarrer mit seiner Frau, dem Schulmeister, dem Schultzeis und dem jungen Pfarrer beim Schmause, wo das Friedensfest gefeiert wird. Die Scene ist idyllisch, heiter; nur will es uns nicht ganz schicklich erscheinen, daß der sonst so würdig gehaltene Pfarrer, seinen Bauern ein Lied vorsingt, dessen Rundreim das bekannte:

„Wenns immer, wenns immer, wenns immer so wär“

ist. — Die Feier wird durch den Todtengräber gestört,

der bei dem Hrn. Pfarrer anfragt, für wen er denn gestern das Grab habe bestellen lassen. Niemand weiß etwas davon, die Mutter fragt ängstlich nach Lenoren, sie ist nirgends zu finden. Unterdessen ist der Major eingetreten, der sonderbarer Weise von dem Tod seines Sohnes, der nicht in einer großen Schlacht mit vielen andern, sondern ganz allein bei einem Vorpostengefecht, wo er den König rettet, gefallen ist, nichts erfahren hat, obwohl seitdem ein Jahr vergangen ist; er bietet dem Pfarrer Friede und Versöhnung an, erinnert ihn aber zugleich: die Hochzeit Lenorens mit dem jungen Pastor zu beschleunigen, bevor noch sein Sohn zurückkomme und die alten Liebesbündel erneuere. Alle gehn ab, um die Anstalten zur Trauung vorzubereiten. — Lenore kehrt zurück von der Landstraße voller Verzweiflung. Sie klagt der Mutter in den wildesten Ausbrüchen der Leidenschaft, daß sie vergeblich nach ihrem Wilhelm gefragt, daß aber keiner gewesen sei, der ihr Antwort gegeben. Vergebens sucht die Mutter sie zu trösten, sie ruft: hin ist hin! verloren ist verloren! Wir sehn nun die Scene zwischen Mutter und Tochter ganz so, wie sie Bürger gesungen hat; daß der Verfasser des Dramas die Worte der Ballade beibehält, diese aber mehrentheils in eine prosaische Construction umwandelt, wirkt störend. — Lenore sinkt unter den Verwünschungen, die sie ausstößt, zusammen, ihr Herz ist gebrochen, nun bricht auch ihr Geist. Der Vater täuscht sich noch darüber, daß die Tochter wahnsinnig geworden ist, er läßt ihr den Hochzeitfranz bringen, sie schmückt sich damit, Ophelia steht mit fliegendem Haar vor uns. — Drei Schläge an die Gartenthüre kündigen ihr den Geliebten an, sie eilt hinaus, sie eilt ihm nach, der Wahnsinn führt sie nach dem beschneiten Kirchhof, wo sie auf einem frisch gegrabenen Grabe niedersinkt. Unterdessen hat der Major die Leiche seines Sohnes in der Familiengruft bestattet und steigt eben aus dem Gewölbe heraus, als der Pfarrer seine Tochter entseelt auf dem Grabe findet. Die Capulets und Montagues, der Pfarrer und der Major versöhnen sich und die Mutter spricht über dem geliebten Kinde die Schlußverse der Ballade:

Wenns Herr auch bricht,  
Mit Gott im Himmel habre nicht,  
Des Selbes bist du ledig,  
Gott sei der Seele gnädig! —

Wenn Hr. v. Holtei durch die Wahl des historischen Hintergrundes uns seinen richtigen Sinn für das, was das deutsche Theater zu einem Nationaltheater wieder erheben kann, gezeigt hat, so hat er sich durch die Wahl des poetischen Vordergrundes nicht minder als dramatischen Dichter bewährt. Schon der geniale Einfall: Bürgers Lenore dramatisch zu bearbeiten, wiegt allein ein ganzes Trauerspiel eigner Erfindung auf, wie wir

sie in jedem Mef-Catalog zu Duzenden angezeigt finden. Was uns an der Dichtung mangelhaft erscheint haben wir oben ausgesprochen; der Verfasser ist durch einen Beifall des Publicums, wie er hier seit langen Jahren nicht vorgekommen ist, ausgezeichnet worden, durch einen Beifall, der dem Dichter um so werthvoller sein muß, da er nicht einigen vorübergehenden Späßen und Knalleffecten, aus französischen Melodramen entlehnt, galt, wie sie auf unsern Bühnen gäng und gäbe sind, sondern einer ernstlichen Sache, der Ehre und dem Ruhm des Vaterlandes, woran der Dichter mit ergreifender Mahnung erinnert hat. Wie glücklich aber dürfen wir uns preisen, in einem Lande zu leben, wo die Erinnerungen an eine große Vergangenheit sich an eine große Gegenwart anknüpfen, ohne daß auch nur ein Tropfen bitterer Bezüglichkeit darein gemischt zu werden braucht. Wie weit stehn in dieser Beziehung die, wegen ihrer Nationalität oft so sehr über uns gestellten Franzosen hinter uns zurück, die selbst nicht einmal ihr „Vive Henry quatre!“ anstimmen können, ohne daß irgend einer ein „Vive l'Empereur!“ dazwischen ruft, wo kein Vive la Charte darf laut werden, ohne daß nicht das ancien régime und die Jesuiten den guten Leuten den Spaß verderben.

Ganz vorzüglich sind Hrn. v. Holtei einige Lieder gelungen; zum Theil mögen es wirkliche Soldatenlieder aus der Zeit des siebenjährigen Krieges sein; allein auch die neu gedichteten werden eine Popularität gewinnen, daß wir sie nächstens auf allen Märkten als „Fünf neue schöne Lieder, gedruckt in diesem Jahr“ hören werden. Ungern vermissen wir Lieder von Gleim.

Was aber den Werth und innern Gehalt des Stücks am meisten beurkundet, ist: daß es von einem Personale, was eigentlich nur auf das Lustspiel und die Posse angewiesen ist, mit so glücklichem Erfolge gegeben wurde. Fänden wir auf einem Zettel des Königsstädt. Theaters Shakespears Romeo angekündigt und die Rollen also vertheilt: Hr. Schmelfa, Capulet; Hr. Meyer, Romeo, Mlle. Holzbecher, Julie, Hr. Köpfe, Mercutio u. s. w., so würden wir unsern Augen nicht trauen und doch müssen wir gestehn, daß das Verhältniß und die Aufgabe in Lenore sich nicht viel anders stellen. Würden wir dann den Romeo nicht von Wolf oder Rebenstein, die Julie nicht von der Stich oder Müller, den Capulet nicht von Mattausch oder Lemm, den Mercutio nicht von Deorient gesehen haben, würden wir ferner dies Trauerspiel Shakespears ohne es je gelesen, oder gesehen zu haben, zum ersten Mal in der Königsstadt sehen, wir würden gewiß über die Dichtung die Darstellung vergessen. So geschieht es auch bei der Lenore, deren Darstellung für den Dichter gewiß belohnender und genügender auf der Königl. Bühne gewesen sein würde; obwohl er dann schwerlich eine gleiche Aufnah-

me bei dem Publikum gefunden haben dürfte; denn die Königsstädtische Bühne versteht nun einmal das Geheimniß, daß alle ihre Leistungen ein nachsichtiges, wohlwollendes, leicht aufgeregtes, belebtes Publikum finden. Der Dichter aber, der den Beifall der Menge als den höchsten Richter und den schönsten Lohn anerkennt, fragt nicht darnach, wie sein Stück gespielt, sondern: wie es aufgenommen wird; es scheint uns dies nicht die würdigste Stellung der Muse. Eine zweite, nicht gleichgültige Rücksicht, die den Dichter bestimmt hat, sein Stück der Königsstädtischen Bühne zu übergeben, war, daß diese Bühne ihm die Hälfte der Einnahme der dritten Vorstellung gewährte, wodurch er das dreifache Honorar gegen die sonst üblichen Preise erhielt.

Wir haben oft genug die unübertreffliche Laune der Hrn. Schmella und Köfke zu rühmen Gelegenheit gehabt, eben so wie die derbe Raiverität des Hrn. Meyer und der Dem. Holzbecher, allein sie verkennen den Umfang und die Stärke ihres Talents, wenn sie sich in die Tragödie begeben, der Beifall des Königsstädtischen Publikums kann sie darüber täuschen, früher oder später wird sich indeß solche Täuschung an den Schauspielern, den Dichtern, dem Publikum und der Kasse rächen; vorausgesetzt, daß die Verwaltung des Königl. Theaters ihren Vortheil versteht. Hrn. Schmella hat man geglaubt eine große Schmeichelei damit zu erweisen, daß man von einer tragischen Wahrheit, mit welcher er angeblich den alten Major spielen soll, gesprochen hat; dieser gemiale Komiker hat zu viele Einsicht in seine Kunst, um nicht die Zweideutigkeit eines solchen Lobes einzusehen; auch möchte ich wohl den sehn, der es für wahrhaften Ernst nimmt, wenn Hr. Schmella als Major den alt-preussischen, oder brandenburgischen Freiherrn, die Ehre seines Stammbaums gegen den bürgerlichen Landpfarrer geltend macht, und zwar in dem, ihm eignen österreichischen Dialect. — Eben so wenig glücklich ist die Besetzung des Wachtmeisters durch Hrn. Köfke, diesen durchtriebenen Berliner, diesen höchstergöglichen Tischlergesellen, dem es nie an Raffinement fehlt. Ich glaube nicht, daß jemals davon die Rede gewesen ist, ihm in Minna von Barnhelm die Rolle des Wachtmeisters zuzutheilen, es fehlt seiner Sprache und seiner Gestalt die erforderliche Derbheit, und ganz besonders schlimm steht es mit dem Gesang. Nur Hr. Spitzeder mußte diese Rolle erhalten; die Rücksicht, daß er zu sehr an den Lessingschen Wachtmeister erinnern würde, mußte wegfallen, denn diese Erinnerung bleibt uns auch ohne dies. Das Mantellied von ihm gesungen, würde nie aufhören neu zu sein. Die Rollen des Hrn. Meyer als Wilhelm, der Dem. Herold als Gräfin W. sind in so fern wenig dankbar, als diese Charaktere ihrer Natur nach charakterlos sein sollen; sie werden nur tragisch in dem Conflict mit den andern. Lenore ist vom

Dichter etwas kurz gehalten; in ihr schlummert die Gluth einer Julie und der Wahnsinn einer Ophelia kommt bei ihr nur halb zum Ausbruch; der Anlauf den sie nimmt ist immer größer als die Ausführung; auch hat sie nicht eher Anspruch an unsre Theilnahme zu machen, als bis sie vom unglücklichsten Wahnsinn befallen worden ist, in dem sie jedoch noch viel zu viel Besonnenheit behält, denn sie spricht nicht ein einziges verrücktes Wort, im Gegentheil hat sie das Bewußtsein über sich selbst, die Gegenwart ihres Geistes in keinem Momente ganz verloren. Sie flucht dem Himmel, der ihr den Bräutigam nahm, dann hört sie ihn klopfen und folgt ihm getrost, bis sie auf dem Grabe niedersinkt. Die Schauer der Ballade, wo der Reiter dem Liebchen zuruft: „komm schürze, spring und schwinde dich“ und es dann im tausenden Gallopp weiter geht, sind uns durch nichts ersetzt. — Dem. Holzbecher würde alles, was wir dieser Rolle wünschen können, erfüllen, wenn uns ihr gesundes, heiterkräftiges Wesen jemals dazu kommen ließ, ihr auch nur den Grad von Wahnsinn zuzutrauen, der ihr hier zugemuthet wird. — Als Göthe's Götz von Berlichingen erschienen war, ersuchte ihn ein Buchhändler, ihm doch gleich ein Duzend solcher Stücke zu schreiben. Eine ähnliche Aufforderung dürfte, nach dem Erfolg zu urtheilen, von der Königsstädtischen Direction wohl an den Verfasser der Lenore gemacht werden und wir wünschen, daß er nicht, wie Göthe, im Rückstand bleiben möge.

Die Musik, welche Hr. Kapellmeister Eberwein in Weimar componirt hat, ist dem Geiste des Stücks sehr angemessen, ausgezeichnet einfach sind die Lieder. Was aber besonders Anerkennung verdient, ist, daß der Dichter so wenig als möglich von der Musik Gebrauch gemacht hat; der Dialog ist niemals, wie wir es in den französischen Melodramen zum Überdruß hören müssen, mit musikalischem Qualm umnebelt; der Dichter hat immer das Wort gegen den Ton geltend zu machen gewußt und der Componist hat sich zu bescheiden verstanden.

F. F.